

Uwe Krist

**Margherita**

© axel dielmann – verlag KG, 2021, nur zum persönlichen Gebrauch für Rezensionen, #206224

Uwe Krist

**Margherita  
und  
die Liebe  
zum Damenbart**

Sorrentiner  
Sonnenspitzen

© axel dielmann – verlag  
Kommanditgesellschaft in Frankfurt am Main, 2024  
Alle Rechte vorbehalten

Gestaltung  
Urs van der Leyn, Basel  
Satz  
Dagmar Mangold und Mara Tobin, Bad Soden

© Cover-Fotos und Fotos im Buch  
Uwe Krist und Brigitte Jedlin, Berlin

© Autorenfoto Seite 144  
Brigitte Jedlin, Berlin  
mit freundlichem Dank  
[www.dielmann-verlag.de](http://www.dielmann-verlag.de)

ISBN 978 3 86638 326 5  
eBook 978 3 86638 327 2

**axel dielmann – verlag**  
Kommanditgesellschaft in Frankfurt am Main

## **I**nhaltsverzeichnis



### **Vorwort:**

Von Sehnsucht, Fußnoten, Zitronen und Klugschneidern

### **1. Ciao, ciao!**

Von Heimkehr und Hagelsturm

### **2. Wow!**

Von Hundeleben, Damenbart und Blutwunder

### **3. Platz da!**

Vom Verweilen, Verblöden und Verreisen

### **4. Der Weiße Riese.**

Von Kamelen, Kutschern und Quengelkids

### **5. Dolce vita.**

Von saurem, süßem und gelbem Gift

### **6. Margherita amore mio.**

Vom herrlichen, ewigen, runden Stück Liebe

### **7. Torna a Surriento.**

In Sorrent vom römischen Verkehr träumen

### **8. Ferragosto.**

Von Körper-Clash und Fake-Urlaub

### **9. Wasser-Stand.**

Vom freien Baden und Benimm im Freien



**10. Verkehr.**

Von Schlangen, Wespen und Bienen

**11. Sprache.**

Von Labertaschen und Lippen-Lesern

**12. Lebensart.**

Von Coolness, Cleverles und Contenance

Zitronen und Anmerkungen

Über den Autor



## **E**in Vorwort von Sehnsucht, Fußnoten und Klugscheißern

Auch unter Palmen, vor glühenden Sonnenuntergängen und im wohligen Bett gilt: Nichts bleibt, wie es gerade ist. Das mag die einen, was zum Beispiel Frisuren oder Konto- und Familienstände betrifft, freuen und die anderen, was etwa Frisuren oder Konto- und Familienstände betrifft, betrüben.

Wer aus der Vergangenheit erzählt, muss damit rechnen, dass sich bis zum Zeitpunkt des Lesens Menschen, Speisekarten, Haustiere, Adressen oder Fahrpläne längst geändert haben oder wurden, einiges verschwunden und, weitaus schlimmer, vergessen ist.

Aber anderes ist geblieben, weil es untrennbar und dauerhaft zur Charaktere der Leute und Dinge gehört, zur Topographie der Seelenlandschaft, zur Wahrheit und Wirklichkeit, was zwei völlig verschiedene Wesen sind – wie Heiterkeit und Humor, die Wegzehrung auf dem Weg ans Sehnsuchtsziel.

Auch meine Sehnsucht hat eine Heimat. Sie ist – wie im Goetheschen „Mignon“-Lied – „das Land der Zitronen“, aber auch der Tifosi, des Schmalzes und Schmelzes. Das ist nicht gerade originell, sondern absolut Old School angesichts heutiger schon fast galaktischer Reiseziele und Anker-Plätze. Sei's drum. Meine Sehnsucht heißt mit Vornamen Sorrent und ihr Nachname ist Italien.

Sorrent? Dazu fällt einem zunächst und auch bei längerem Nachdenken nichts ein. Kein Bildungs-Joker. Kein *Must to*

*have been*. Und doch: Die kleine Stadt auf der gleichnamigen Halbinsel nahe Neapel zieht mich seit Jahrzehnten an. Satt an ihr werde ich nie. Noch immer sammle ich neue Eindrücke, lerne dazu, bin neugierig, vermeide längere italienische Diskussionen, weil ich denen sprachlich am Ende nicht gewachsen bin. Ich verhalte mich nie penetrant korrekt und esse auch in Italien mit meiner Frau Brigitte statt „Minestrone“ und „Lasagne al forno“ schon mal beim Souterrain-Chinesen in Neapels Bilderbuch-Gassennetz nahe der Via Toledo „Sauer-scharf-Suppe“ und „Garnelen zum Duftreis“. Ich kann auch nie die zweiten Strophen von „*Santa Lucia*“ und „*Torna a Surriento*“ mitsingen.

Ja, ich bleibe ein Fremder, aber einer, der rund um den Vesuv fröhlich akzeptiert und mitgewirbelt wird. So konnte und kann ich auf meinen Streifzügen ganz viel Italien, Kampanien, Sorrent sammeln. Schönste Sonnenspitzen, hörbare, sichtbare, fühlbare, ergreifende, verwirrende, schmackhafte und immer die Sinne und das Herz belebende Eindrücke.

Aber es geht – abgesehen vom Nutzwert dieses Buches – auch um mehr Spaß besonders beim Stöbern in den üppigen Fußnoten. Die muss man nicht lesen. Aber wenn doch, hat man garantiert zusätzlichen Mehrwert. Allerbestes Partywissen. Alles stimmt, nichts ist wichtig. Das Kapital eines wahren „*saputello*“, übersetzt „Klugscheißer“. Und damit Sie auch werten können, was wir bewerten, haben wir exklusiv für Sie in den Fußnoten die neue „KI-Formel“ eingeführt – unseren Klugscheißer-Indikator mit der Skalierung von 0 (was auch wirklich null Partywissen bedeutet) bis 50 (was leider keine Fußnote erreicht hat, Höchstwert 46).

## 1 Ciao, ciao! Von Heimkehr und Hagelsturm

Manchmal konnten wir nicht, wie sonst, den Sommer in Sorrent in unserem Stammquartier – etwas oberhalb der Stadt am *Nastro Verde*, der grünen Westflanke der Halbinsel hinauf – verbringen. Aber wie lange die Pause auch gewesen war, der Empfang wurde jedes Mal so begeistert zelebriert, als wären wir – völlig unvorhergesehen – Jahrzehnte ferngeblieben und ebenso unvorhergesehen wieder zurückgekehrt (natürlich waren wir mit genauem Datum und Uhrzeit angemeldet): Sekundenlanges Erdrücken, Jauchzen, „*Ciao, ciao!*“, Strahlen. Das Komitee: Cheffe Riccardo, sein Sohn Lorenzo, seine Frau Paola, Tochter Sarah, Schwägerin Sophia, Geschäftsführerin Laura, Köchin Valentina, Gärtner Stefano, Shuttle-Fahrer Aldo, die Zimmermädchen Roxana und Michelle sowie der Mann für alles, „*il tuttofare*“ Eligio.



Immer dieselben Menschen und dasselbe Ritual und gegen alle Meinung vom allzu leichten Sinn und Tun in Italien ein unerwarteter Garant idyllischer Beständigkeit.

Natürlich vermeidet jeder meinen für italienische Zungen beziehungsweise Ohren nicht allzu komplizierten deutschen Namen, stattdessen zitiert Eligio diesmal einen der vielen gemeinsamen Merkmale das „einmalige Unwetter damals“, als – in seiner Erinnerung ein wenig vergrößert – „Hagelkörner so groß wie dicke Amalfi-Lemonen“ das Vordach der Rezeption zerschlagen hatte. „*Mamma mia, che disastro!*“ Alle nicken begeistert bei dieser Erinnerung. Und so bin ich nun einmal ein Teil ihrer Gefühle. Das zählt in Italien allemal mehr als bloße Namen und verrät mehr Zugehörigkeit zu einer sinnlichen Urwelt als ein Personalausweis oder ein Familienstammbuch bei uns in Deutschland.

Es ist jedes Mal wieder, als tritt man durch eine Matrix in dieses Land. Ich trinke mit den Augen ein einmaliges, phantastisches, atemberaubendes Panorama. Man verzeihe mir mit „*atemberaubend*“ eine, ich weiß, abgenutzte und fade Wortwahl, die hier aber absolut stimmig hinpasst. Zugegeben: Das inflationäre „*atemberaubend*“ klingt auf Italienisch als „*mozzafiato*“ gewiss etwas besser.

*Mozzafiato* ist der Anblick von unserer Terrasse allemal und wäre auch heute noch eine so beschwerliche Anreise wie einst Johann Wolfgang von Goethe in der Rappel-Kutsche („Dahin! Dahin möchte ich ...“) wert (siehe Zitrone 1 auf Seite 100). Rechts, also nach Osten, liegt malerisch – und gottlob still! – der Vesuv im trügerischen Wachkoma, unmittelbar unter der Terrasse duftet ein Zitronenhain. Davor, etwas abwärts im Blick, wellt sich der Golf von Neapel und am Horizont im Westen etwas links ankern die Inseln Ischia und Pro-



1

cida, die im rotglühenden Sonnenuntergang wie auf der Glut treibende schwarze Wolken-Kreuzer auf Reede aussehen.

Hier offenbart sich der *genius loci*, der ewige Geist der Region, besonders augenfällig und es ist, als kichere dieser schlangengestaltige Schutzgott mitunter ganz ungöttlich in sich hinein. Aber sie hilft uns stets auch, die Augen offen zu halten und uns das zu zeigen, was sie wohl mit dem wahren Kern der Dinge meint.

Natürlich sammele auch ich hier Klischees wie andere Nippes auf dem Flohmarkt. Aber sind Klischees nicht auch eine Art verdichteter Wirklichkeiten? So eine Instant-Coffee-Realität, die man auch in vielen Gesellschaftsszenarien zum Beispiel in von Ernst Keils 1b 871 gegründeter „*Gartenlaube*“ (Heft 39: „Von der Roseninsel eines Königs“) über Marcuses utopischer Vorstellung bis zum IKEA-Katalog findet – offene oder verdeckte Wohlfühl-Asyle mit dem Nippes als Wohligkeitsverstärker auf der Fensterbank oder im Regal?

Darum: nichts gegen Nippes, denn dieser entfaltet oft genug seinen Wert im Verborgenen, geschützt vor jedwelter Nachrede, unangefochten im wirklich sehr Privaten außerhalb der üblichen Maßstäbe, als Handschmeichler der Sehnsucht nach anderen Tagen, Menschen, Lieben und als Heilmittel für so manches Zerbrochene. In Vielem fühle ich mich jedes Mal nach dem Durchdringen dieser italienischen Matrix nicht als Akteur, sondern allenfalls als teilhabender Beobachter. Ich registriere und bewerte zwar normalerweise sonst nichts, bevor ich es nicht wirklich gesehen und mir wenigstens versuchsweise erklärt habe. Aber dennoch bleibe ich hier immer wieder perplex und ohne jeden Versuch der Erklärung, dafür aber dankbar und demütig bei so viel

Schönheit und überraschender Andersartigkeit vor dem bloßen Antlitz der Dinge stehen.

Bei aller Begeisterung für Italien, für dessen Kultur mitsamt dem Essen, der Musik, Kunst und landschaftlichen Ästhetik (neben dem großen Dreck in vielen Städten und an noch mehr Wegesrändern, der diarrhöischen Politik, dem Tod und Zerfall der Gegenwart), bei aller teutonischen Seelenhingabe (auch meiner, bin ja selbst ein Teutone) an die große und selbst kleine bis kleinliche und ruinöse Geschichte oder das alltäglich Theatralische und Theatragische – nie sehen wir Reingucker so richtig hinter die Stirn.

Auch wir beschreiben letztlich Vordergründiges, reduzieren Menschliches auf Mutmaßliches, Anscheinendes auf Scheinbares. Es sind so flüchtige Aussagen wie es flüchtige Begegnungen sind. Und, ja, auch ich produziere, wenn es gut geht, Klischees. Aber nicht und nie ohne Humor und Liebe.



## 2 Wow! Vom Hundeleben, Damenbart und Blutwunder

Am Beginn der Hauptstraße mitten durch Sorrent, dem *Corso Italia*, der wie mit der Handkante eines Bäckers in den Brötchenteig gedrückt scheint (ähnlich – doch schmaler – die *Spaccanapoli*, die augenfällige Schneise, die das Weichbild Neapels spaltet), ist Justus zu Hause, der schlanke Mischlingshund mit dem Auftreten eines Golden Retrievers im lehmgebrehbraunem Gewand eines dreckig-flauschigen Straßenhundes. Ich habe ihn so genannt. Hier kennt er alle Gerüche, kann sie hundert- und mehrfacher unterscheiden, lieben, verwerfen und ignorieren.

Hier hat er wohl tausende Male die belebte *Via Capo* überquert, nicht nach links oder rechts schauend, weil er weiß (nicht hofft, glaubt oder ahnt), dass er, wann auch immer, Vorfahrt hat. Hier baggert er, wenn ihm danach ist, alles und



jeden, besonders Vierbeiner, wie er einer ist, gleich welchen Geschlechtes, an. Es ist sein Recht, sein Revier, sein Staat.

Diese unbesorgte – nicht arrogante – Attitüde teilt das Tier mit Leonora, eine wohl Hundertjährige, immer in bunte Stoffe gekleidet. Die dünnen Röcke rascheln ihr schon beim leisesten Wind, der besonders am späten Nachmittag vom Meer herauf brist, um die dürren Beine. Auch sie überquert die Straße so selbstverständlich wie Justus, dass einem schon beim Zusehen schlecht vor Angst und Bange wird. Aber nie passierte etwas Böses.

Stets hat sie einen eingerollten schwarzen Schirm mit sich, der aber auch bei großer Hitze nicht etwa als Sonnenschirm oder Spazierstock dient, sondern leicht angehoben in der rechten Hand hängt oder schleift, auch bei dauerhaften Rekordtemperaturen schönsten Wetters ungeöffnet, während Leonore manchmal mit der Linken eine pralle Einkaufsstüte trägt. Das mit dem Schirm ist sicher kein Zeichen von altersstarrem Wetter-Pessimismus (oder gar größerer Verwirrtheit), sondern er gehört angesichts ihrer knöchellangen, immer wieder wechselfarbigen Kleider oder Röcke in das Konzept einer selbstbewussten Modehaltung.

Aber weit mehr als Schirm und bunte Röcke prägt ein anderes, ureigenes Markenzeichen Leonora: Es ist ihr grauer, deutlich sichtbarer Damenbart um Mund und Kinn. Sie versteckt ihn nicht und trägt ihn auch nicht zum Trotz, denn sie hätte ihn ja leicht abrasieren oder, wie meine Großmutter mit einem grauen Bimsstein abrubbeln können, sondern sie liebt offensichtlich diesen Damenbart als den Ausdruck ihrer dualen Identität.

Ein Damenbart ist, wieso auch immer, gerade in der mittelmeerischen Frauenwelt kein Makel. Man hat in der italienischen Gesellschaft für ihn sogar einen eigenem Artenbegriff: die „*Donna Rivelato*“. Dieses Wort heißt übersetzt unter anderem „enthüllt“, aber auch „gezeigt“ oder „offenbart“. Und Leonora trägt ihn tatsächlich mit Würde und Stolz und nicht aus Trotz– entsprechend respektvoll entgegnet man ihr auch in der Gesellschaft (*siehe Anmerkung 2 auf Seite 100*).



Damenbärte sind keine Fehlleistungen der Natur von heute. Schon in der südländischen Antike kannte man sie. So schmierte – angeblich – der testosterongesteuerte Götterbote Hermes auf Zypern der absolut nicht abgeneigten Liebes-Göttin Aphrodite, die ja hier am „*Agioa tou Romiou*“, dem romantischen Liebes-Strand „schaumgeborenen“ war, rein verzückt Honig um ihren, wie antike Darstellungen verraten, offensichtlich üppigen Damenbart. Unsere Donna Leonora ist also in bester Gesellschaft.

Auch als ich diesmal ankomme, ist Leonora wieder da und traumtänzelt vor dem Supermarkt *Conad* an der Kurve zur Anfahrt den Berg hinauf wie eh und je über den Asphalt.

Aber der Hund ist weg.

Kein Zeichen von Justus vor dem kleinen Supermercato „*Non solo Frutta*“. Sonst ist alles stimmig wie immer: das Obst im Farbenrausch der Präsentation, zu pisanischen Türmen hochgestapelte *Peroni*-Wasserkisten, die Kakophonie des Verkehrs, das dicht gedrängte Gewusel der Menschen auf dem schmalen Bürgersteig vor dem Laden. Das kleine Geschäft mit seinen hohen Regalen und Stellagen, die sich im Hintergrund verlieren, ist eine Bühne des bäuerlichen Bauertheaters. Aus dem dunklen Backstage bis auf

die Straße dringen die sonore Stimme des Inhabers Tonino und der Duft von allerfeinstem Parma-Schinken, der eingezwängt in einen Schneide-Block auf dem Tresen gerade angeschnitten worden war. Welch eine Ansage für alle Hundenasen.

Aber kein Justus.

Ich frage den Padrone nach ihm. Der aber zuckt die Achseln, macht mit beiden Händen eine ausholende, vage Geste, zieht bei heruntergezogenen Mundwinkeln die Luft hörbar mit der Nase ein und sagt – nichts.

*Peccato*, schade für mich. Natürlich wollte ich bei meiner Rückkehr nach Sorrent genau an dem Punkt wieder anknüpfen, an dem ich vor zwei Jahren die Stadt verlassen hatte. Nichts sollte sich geändert haben, ich wollte die vollständige Wiederholung, ein lupenreines Da Capo aus dem Vorgestern auf heute. Und der Hund gehört nun einmal in die Blaupause der Retro-Inszenierung.

Justus war weg und ich wollte ihn finden. Doch die Suche uferte aus. Schon bald führte sie auf Spaziergängen mit Freunden, die ich bereits angesteckt, aber offensichtlich über Rasse, Aussehen und Charakter von Justus unzureichend informiert hatte, immer wieder zu skurrilen Situationen. Fast jeder Hund und Köter, wo auch immer, wurde erst einmal, aber ungeprüft und bis ins Mark voreingenommen, für Justus gehalten.

„Da, da ist er ja! Juuuustus!!“

Aber die undankbaren Viecher rührten sich entweder nicht in der mittäglich minimalen Schattenoase zwischen zwei

Motorrollern oder sie trollten sich wie von uns belästigt und ohne uns eines ihrer trüfäugigen Blicke zu würdigen, missmutig und bräsig davon.

Mal glaubten wir, ihn auf einem Balkon eines Miethauses im vierten Stock auszumachen, von wo er nölend herunter auf die Straße schimpfte. Irrtum. Dieser Kläffer war es nicht.

Dann wieder diese dumme Szene vor einem Friseur in der Via Antonino Sersale auf dem Weg zum Meer: Was da – von weitem gesehen – schwer atmend auf der Schwelle lag wie der von Figaro entlassene *Cherubino*, tief schlafend und aus der halb offenen Schnauze sabbernd, war von Nahem betrachtet, bestimmt kein Justus. In beiden Fällen stimmte nicht einmal die Farbe des Felles.

Oder fletschte er da hinter dem Café an der Piazza Torquato Tasso Motorroller, Fußgänger und Kutschen an? Fehlanzeige. Viel zu emphatisch. War er auch nicht.

Einmal währte ich gar, Justus im Heckenbusch vor dem Bahnhof neben dem Denkmal von Ernesto De Curtis, dem Komponisten von „Rückkehr nach Sorrent“ auszumachen, wo man bei dem schrecklichen Benzingestank und Lärm der Taxen und besonders Busse ansonsten keine freiwillig bleibenden Lebewesen erwartet hätte.

Begeistert lockte, schmeichelte und zischelte ich mit schließlich trockenen Lippen ins undurchdringliche Grün – aber dann war es leider eine fette, gelbbraun gescheckte Katze, die so langsam und aufdringlich posend nach unten vom Denkmal herab ins Gras glitt, als sei sie Pamela Anderson beim Bay-Watchen.

Diesen Anspruch freilich erfüllte die Katze nicht einmal mit ihrer Figur – sie war so wohlbeleibt, dass ihr gut und gerne der Name „Palina“, das Kügelchen – seit Jahren ohnehin einer beliebtesten Katzenname in Italien – zugestanden hätte.

Katzen überhaupt, ich darf da mal ein wenig ausschweifen; fast neun Millionen bevölkern ordentliche Wohn- und Schlafzimmer und noch einmal fast eineinhalb Millionen als streunende Variante Straßen, Plätze, Bachufer, Felder und Müllberge.

Diese Streuner haben es nicht leicht auf dem Stiefel. Sie werden gejagt, verscheucht, misshandelt, ja mitunter sogar Schlimmeres: vor einigen Jahren wagte es der bekannte Fernsehkoch Beppe Bigazzi auf Rai Uno, eine gebratene Katze als Leckerei zu präsentieren („Eine Mieze schmeckt besser als Hühnchen oder Kaninchen“)! Sein Rezept: „drei Tage in Quellwasser einlegen und dann im eigenen Saft schmoren“. Er habe es selbst oft selber so gemacht und sei begeistert. Schließlich, so der populäre Koch, sei zum Beispiel rund um Valdarno in der Toskana derlei Tradition.

Natürlich jaulten – verständlich – alle Mauzen-Fans und viele andere mit ihrem auch ohne schicksalhafte persönliche Anteilhabe wenig differenzierten Bambi-Gemüt auf. Und natürlich flog Biggazzi achtkantig beim Sender raus. Dieser war angesichts des Shitstorms sofort auf Kuschelkurs gegangen, die Katzenbeauftragte des Tierschutzbundes ENPA, Carla Rochi, schnurrte danach wieder im versöhnten Chor mit Staatssekretärin Francesca Martini im Gesundheitsministerium, Grünen-Chefin Christina Morelli und völlig entsetzter Zuschauer und Zuschauerinnen. Nur Bigazzi-Freund Fausto Maculan, Enologe und Weinpromoter aus dem Veneto – so zitiert ihn SPIEGEL-Autorin Anne Langer –, hielt ihm



3

die Mauzen-Stange: „Katzenfleisch ist bestimmt klasse“, er werde es sofort probieren, denn es seien nur „sentimentale Gründe, die uns abschrecken.“

Natürlich jaulten – verständlich – alle Mauzen-Fans und viele andere mit ihrem auch ohne schicksalhafte persönliche Anteilhabe wenig differenzierten Bambi-Gemüt auf. Und natürlich flog Biggazzi achtkantig beim Sender raus.

Doch keiner Katze, keinem Kater wurde in Kampanien und außerhalb je ein großes Denkmal errichtet bis auf den legendären Treffpunkt aller sehenshungrigen und wissensdurstigen Deutschen auf Capri zwischen 1860 und 1929: das auf Bayerisch getrimmte Lokal „Hiddegeigei“ der cleveren damals schon am Zeitgeist verdienenden Familie Morgana. Mit Münchner Weißbier vom Fass und bajuwarischen Heimatjournalen.



4

Den bellenden Artgenossen von Justus indes geht es in Sorrent und weiterer Umgebung diesbezüglich schlechter – kein Endreim, keine Literatur. Aber gottlob auch keine Pfanne; bisher kam zum Glück noch kein derartiger geschmackloser Rezeptvorschlag etwa für einen flambierten Chiwawa an Orangen-Ingwersauce mit Turiner Trüffelkroketten in eine aufgeschreckte, protestkotzende Öffentlichkeit. Auch lebt die Mehrzahl von ihnen – fast sieben Millionen – recht kommod, hat Frauchen, Heim und Herrchen. Und spaziert stolz mit der Leine, neuerdings immer öfter auch als Gurtgeschirr um den Vorderkörper geschnallt und je nach Verwöhngrad und Konto der Besitzer auch schon mal von Gucci oder Swarovski mobilisiert.



5

Und wie lebt Justus? Er hat sicher ein Heim, vielleicht unter den abends rein geräumten Obstkisten auf einer dunkel-

grauen Armeedecke. Wird von Tonino, dem Ladenbesitzer, gefüttert, mit allem, was so beim Schinkenschneiden und mehr abfiel.

Justus hat es gut, er ist ein Herr, ein anerkanntes und respektiertes Mitglied der vierbeinigen Gesellschaft in der Straße und im ganzen Gebiet mindest von der schneeweißen Villa Fiorentino am Corso bis zum Autohaus „*Celentano*“ am westlichen Ende von Sorrent.

Doch er war weg. Oder tot und weg. Ich wagte nicht, Tonino noch einmal danach zu fragen. Diesen Akt musste ich eben ohne eine wenn nicht tröstende, so zumindest befriedigende Antwort abschließen.

Als ich gar nicht mehr nach ihm suche, nicht mehr verstohlen meine Blicke in jedes Loch, auf jede Ladefläche der vorbeiknatternden dreirädrigen Piaggio-Apen werfe, nicht mehr bedrückt, sondern etwas gefestigter an seiner ehemaligen Lebens- und Wirkungsstätte vorbeigehe, die fast direkt an der Haltestelle für meinen Bus liegt, als ich gerade hier nicht mehr im Bogen vorbei schleiche, als ich mittlerweile schon so eine Art Trauerarbeit erfolgreich abgeschlossen hatte, ist er wieder da!

Einfach so!! Wirklich. Echt. Alles an ihm stimmt. Liegt wie sonst immer seinem Laden gegenüber auf der anderen Straßenseite vor dem Hotel „*Tirrenia*“ auf dem Bürgersteig und beobachtet – mit der Schnauze flach auf dem Pflaster – den Strom der gegenläufig drängelnden Menschen. Wirkt absolut entspannt.

Es war für mich ein echtes Wunder. Es fiel mir ein, als ich Justus wieder sah. Gestatten Sie mir bitte noch eine keine Erklä-

rung. Wunder in Italien fallen so verschieden aus und haben die unterschiedlichsten Wirkungen. Sie gehören nun einmal zum Leben wie Steuern, Stromrechnungen, Verkehrstaus, die sich plötzlich wieder auflösen.

Dazu zählt selbst für die sonst nicht so Napoli-affinen Sorrentiner jedes Jahr, *laggiù*, drüben, in Neapel, am 1. Mai, am 19. September und am 16. Dezember im Dom San Gennaro gegenüber der berühmten Krippenstraße *Via San Gregorio Armeno* das Blutwunder des Heiligen Stadtpatrons San Gennaro. Dabei wird vom amtierenden Erzbischof vor einer Menge bis zur Ekstase bewegter Gläubiger ein Safe im Dom geöffnet und daraus eine von zwei durchsichtigen, gläsernen Ampullen in einer ringförmigen Halterung mit zwei Handgriffen mit dem geronnenen Restblut des schon 305 von Kaiser Diokletian enthaupteten Bischofs genommen, in Kopfhöhe gehalten und sanft geschüttelt.

Gebannt starrt die sehr religiös-amorphe Menge korrekt gegenderter strammer Lega-Rechter, Neofaschisten, Fünf-Sterne-Gardisten, Atheisten, Jesuitanern, Marxisten, Esoterikern und Katholiken auf die Schwenk-Reliquie. Das Wunder gilt, wenn sich der rotbraune Blutbrei wieder bewegt. Das tut er fast immer, auch wenn manchmal erst nach Stunden, Tagen oder Wochen. Dann – „*und es bewegt sich doch*“ – kommt das zähe Märtyrer-Blut tatsächlich, durchs matte Glas der Ampullen sichtbar, in träge Zeitlupen-Wallung. Wem im propenvollen Kirchenraum klaustrophobisch wird, kann alles auch im Vorraum und auf dem Kirchenvorplatz vor dem Dom auf aufgestellten Bildschirmen live verfolgen. Ein Laienbeobachter schwenkt – wenn's schwappt – bestätigend ein weißes Taschentuch. Anderentags dürfen während einer Eucharistiefeier auch Jedermann, Jederfrau und Jedessonstwas die Reliquie aus der Nähe sehen und sogar küssen.



Immerhin: Trotz unterschiedlicher Kriterien bei der Vergabe der Allerbestennote duldet die Kirche, die nie von einem „Wunder“, sondern von einem „wunderbaren Ereignis“ spricht, immer wieder auch klug die Augenfälligkeit dieser und jener Mächtigen-Wunder wie im Dom zu Neapel, weil diese stets auch ein Teil des Herzblutes der Bevölkerung sind.

Sie weiß klug und mütterlich, dass die Menschen in vielen sinnlosen Momenten ihres Lebens genau diesen Meta-Sinn, diese Gläubigkeit als seelische und körperliche Überlebensfrage brauchen und nicht im aristotelischen Streit zwischen Glauben und Wissen unterscheiden können und wollen. Die Kirche kann wohl. Will aber nicht. Ein Öffnen der Reliquien hat sie nie geduldet.

Warum diese Gedanken, während ich doch allein über Hund und Katze schreiben wollte? Weil es umgekehrt genauso passieren könnte, dass man beim Schreiben über Heilige und Wunder, aber auch über mancherlei Alltäglichkeiten, die zum Wesen des Landes gehören, in Italien unversehens auch über etliche Vierbeiner stolpern und so auf den Hund kommen kann.



Hier in Sorrent ist das anders. Was Wunder? Und ich bin ja auch kein gläubiger Neapolitaner. Ich brauche keinen Heiligen. Ein Hund ist mir genug.

P.S. Viel später fragte ich dann doch mal Tonino, den Ladenbesitzer, nach Heim und Namen von Justus. Diesmal versteht er mich offenbar, kramt ein Handy hervor und zeigt mir ein kurzes Video. Da sehe ich Justus fröhlich durch Toninos hübsche Wohnung – so erklärt er mir – tollen und mit einem Sprung auf dem Sofa landen.

Ein glückliches Tier. Auch ohne die Shabby-Romantik aufgestapelter Wasserkisten und Armeedecke. Und er heißt bei Tonino „Rex“. Ein grünes Halsband mit Marke hat er auch.